

STADTREDAKTION HEIDELBERG

So erreichen Sie uns:

Tel.: 0 62 21 - 519 56 00
Fax: 0 62 21 - 519 956 00

E-Mail: stadtreddaktion@rnz.de

Die unbekanntere Verfolgung

Erst spät wird die Deportation der hiesigen Sinti aufgearbeitet

Von Micha Hörnle

Während der Deportation der rund 300 Heidelberger Juden vor 75 Jahren regelmäßig gedacht wird, weiß kaum jemand etwas vom Schicksal der Heidelberger Sinti. Vielleicht erklärt das auch, wieso viele aus dieser Minderheit verbittert von einem „Völkermord zweiter Klasse“ sprechen – so als würde das alles kaum interessieren. Zumindest begehrt die Ausstellung im Rathaus (siehe unten) diesen Fehler nicht, sie beschreibt – wenn auch auf einer deutlich schmaleren Quellenbasis – die Verfolgung der Sinti wie auch der Juden, und zwar in allgemein verständlichen Worten.

Bei der Ausstellungseröffnung mit dabei waren die drei Schwestern Renate Meinhardt (81), Lore Georg (76) und Ilona Lagrene (65) aus der Familie Steinbach-Marschall, die es schon seit dem 19. Jahrhundert in der Altstadt – in direkter Nachbarschaft zur Familie des Reichspräsidenten Friedrich Ebert – oder in Schlierbach gibt. Die Situation der Heidelberger Sinti war nie besonders einfach, im Kaiserreich waren sie strengen Kontrollen unterworfen – so erfasste die Polizei 1916 23 Familien mit 80 Personen –, zur NS-Zeit nahm der Druck zu: Vor allem der damalige Oberbürgermeister Carl Neinhaus wollte die Minderheit ganz vertreiben. Die Stadtverwaltung prüfte 1935 die soziale Situation von 86 Sinti – und war zunächst einmal überrascht, dass fast niemand „Stütze“ bezog. Daraufhin verweigerte sie die Verlängerung ihrer Gewerbebescheine, zwölf Familien flohen nach Ludwigshafen, 21 Sinti blieben in Heidelberg. Nach und nach wurde ihnen verboten, Freizeiteinrichtungen zu besuchen; auch aus Schulen und Vereinen wurden sie ausgeschlossen; ab 1939 durften sie das Stadtgebiet nicht mehr verlassen. Zudem gab es an der Uniklinik etliche Fälle von Zwangssterilisationen.



Die beiden Schwestern Lore Georg (links) und Renate Meinhardt lebten bis 1940 in der Altstadt, dann wurden sie als Sinti zusammen mit ihrer Familie nach Polen deportiert. Foto: Rothe

Am 22. Mai 1940 wurden in einer reichweiten Aktion die Sinti verhaftet, 19 Heidelberger kamen zunächst ins Sammellager Hohenasperg, dann nach Polen. Lore Georg erinnert sich, wie der Vater Zwangsarbeit in einer Waffenfabrik leisten musste; selbst die Großmutter musste für die Wehrmacht Schützengräben ausheben: „Wir hatten nichts zu essen, wir hatten zu arbeiten.“ Viele aus ihrer Familie wurden erschossen, auch zwei der fünf Geschwister waren tot. Während viele überlebende Juden nach der Befreiung emigrierten, kehrten die Steinbachs wieder nach Heidelberg zurück – wohin hätten sie auch gehen sollen? Über die Zeit im Osten sprach man selten, es gab auch andere Sorgen, so Georg: „Es war schwer, eine Wohnung zu bekommen. Wir waren halt die Zigeuner.“



Ins Lager Gurs am Rande der Pyrenäen (im Hintergrund zu erkennen) wurden rund 6500 Juden aus Baden und der Pfalz deportiert; insgesamt „lebten“ rund 20 000 Personen hier. Foto: privat

Im Lager Gurs waren Hunger und Schlamm allgegenwärtig

Heute jährt sich zum 75. Mal die Oktoberdeportation 1940 – Für die meisten war das der Beginn eines Martyriums

Von Norbert Giovannini

„Wir sind noch im Bett. Nur Mutti ist auf. Es ist halb acht. Plötzlich höre ich unbekannte Männerstimmen bei uns im Flur, und dann verstehe ich, was sie vorlesen. Sie haben innerhalb einer Stunde am Bahnhof zu sein. Pro Person sind 50 Kilo Gepäck er-



laubt. Verpflegung für vier Tage. Ich bin ganz erstarrt, springe aus dem Bett und ziehe mich in fliegender Eile an, dicke Wäsche. Unten steht ein Polizist, der niemand raus und rein lässt. Jeder wirft in den Koffer, was er gerade findet.“

Die 18-jährige Miriam Sondheimer beschreibt den Tag der Deportation der badischen und pfälzischen Juden am 22. Oktober 1940. Sie wohnte mit Schwester, Eltern, Großeltern und weiteren 25 Personen in der Weststädter Bunsenstraße 19a. An diesem Tag wurden 6500 Personen aus 186 badischen, 93 pfälzischen und 17 saarländischen Orten in einer wochenlang geplanten Aktion in neun Sonderzüge gepfercht und nach Frankreich transportiert. Die erste und einzige Deportation gen Westen. In Panik verfolgten die Menschen in den Zügen die Richtung, in die sie führen. Nach Osten, das waren die gefürchteten Lager in Polen, die nach Kriegsbeginn mit Zehntausenden von Juden aus Westpolen und Österreich gefüllt werden. Oder nach Westen, ins unbesetzte, aber mit den Deutschen kollaborierende Vichy-Frankreich. Nach drei Tagen und vier Nächten halten die Züge in Oléron-St. Marie, einem Dorf am Rand der Pyrenäen.

Bei strömendem Regen brachte man die erschöpften Menschen in das Lager Gurs. Kein KZ, sondern seit 1939 ein Fluchtort für spanische Bürgerkriegsflüchtlinge. Für die meisten der Beginn eines Martyriums, das in Auschwitz und anderen Tötungslagern im Osten endet. Für manche, so auch für Miriam Sondheimer, ihre Schwester Lore und die Eltern und Großeltern, ein Durchgangsort ins Exil. Schon Mitte Feb-

ruar 1941 können sie das Lager verlassen, im Mai sind sie in Lissabon und fliehen in die Dominikanische Republik.

Aus Heidelberg deportiert wurden etwa 300 Menschen, dazu über 100 aus Umlandgemeinden. 20 Kinder und Jugendliche, die beiden jüngsten, Rolf Hirsch und Anna Erfurth, sind vier Jahre alt. Überwiegend aber sind es ältere Menschen, viele Alleinstehende, Kranke und Greise. Im ersten bitterkalten Winter sterben 800 Deportierte. Unter ihnen die über 80-Jährigen Barbara Seligmann, Bertha Hoffmann und Robert Drexler aus Heidelberg.

Das Lager ist ein Schlammloch, die Baracken kaum heizbar, man schläft auf dem Boden auf Strohsäcken, keine Medizin, beißender Hunger und pure Verzweiflung. Das Lager, etwa so groß wie die Heidelberger Altstadt, ist in Barackenkomplexe getrennt, von Stacheldraht umsäumt, Männer und Frauen getrennt, Familien zerrissen. In den Baracken drängen sich 60 Gefangene, beim Gang zur offenen Latrine versinkt man im Morast. Zu Angst, Hunger und Verzweiflung gesellt sich der Verlust jeder Privatheit.

Nur langsam laufen die internationalen Hilfsaktionen an. Das Schweizer Rote Kreuz, die englischen Quäker, das protestantische Comité inter mouvements auprès des évacués (Cimade), die Baden-Pfalz-Hilfe, die der Heidelberger Arzt Willy Braunschweig mit seiner Frau Clara 1940 in Frankreich gründeten, werden aktiv. Rabbiner Anspacher gründet im Lager eine Commission Centrale d'Assistance, zur Hilfe bei Ausreise und im Alltag. Ein unvorstellbares kulturelles Leben mit Konzerten, Lesungen und Theater entsteht. Man lernt Fremdsprachen, korrespondiert, knüpft Beziehungen nach draußen – und forciert das religiöse Leben. Gottesdienste unter freiem Himmel

mit mehreren Tausend Teilnehmern finden statt, Beträume werden in den Baracken eingerichtet. Ein verzweifelter Kampf um Würde, Achtung und Überleben.

Die Deportation war von „ganz oben“, von der Partei- und Staatsleitung abgesegnet. Initiatoren waren die beiden ehrgeizigen Gauleiter Robert Wagner (Baden/Elsass) und Josef Bürckel (Saarpfalz/Lothringen), die sich brüsteten, mit dieser Aktion ihre Territorien „judenrein“ gemacht zu haben. „Reibungslos“, wie sie nach Berlin meldeten. Eine Generalprobe für viele nachfolgende Deportationen. Keine Proteste der Bevölkerung, alles ordentlich organisiert, Verwaltung und Polizei funktionieren. Nach der Pogromnacht 1938 waren in den Städten die Juden „entmietet“ und in Judenhäuser eingewiesen worden. In Heidelberg die Landfriedstraße 10 (Altstadt), die Bergheimer Straße 25, die Bluntschlistraße 4 (Bergheim) und einige Adressen in der Weststadt. Das erleichterte den Behörden den Zugriff. Nur Schwerstkranke wurden nicht mitgenommen. Eine Chance für Hermann Maas, den Pfarrer von Heiliggeist, einige zu retten, indem sie durch schnell beschaffte Medikamente transportunfähig gemacht wurden.

Im Oktober 1940 waren in Partei und Staat noch Überlegungen aktuell, die europäischen Juden in Madagaskar oder anderswo anzusiedeln. Oder sie zur Emigration zu drängen. Daher gab es einmal die Chance, Gurs zu entkommen, wenn man Papiere beschaffen, Einreisegenehmigungen erwerben und Transferkosten bezahlen konnte. Gurs bot außerdem bis 1942 die Chance, mit Hilfe kirchlicher und karitativer Organisationen irgendwo in Frankreich unterzutauchen. Kinder wurden in Kinderheime vermittelt, alte Menschen in Altersheime, Arbeits-

stellen außerhalb des Lagers boten vorübergehend Unterschlupf.

54 der Deportierten aus Heidelberg gelang Flucht und Emigration (darunter 40 in die USA, vier nach Palästina), 37 überlebten in Frankreich. Erst ab Frühjahr 1942 waren die Auswanderungskonäle verschlossen. Das NS-Regime hatte die „Endlösung“, den Massenmord in den Vernichtungslagern im Osten, beschlossen. Seit Mitte 1942 rollten die Deportationszüge aus Frankreich nach Auschwitz. Die Gurs-Insassen wurden auf andere Lager verteilt und auf Umwegen nach Paris transportiert: In den Biografien der Heidelberger tauchen die Lager Masseube, Récebédou, Nexon, Noé und das unfasslich brutale Lager Rivesaltes als Zwischenstationen auf. Zu den 50 in Gurs gestorbenen Heidelbergern kamen noch weitere 30, die diese Lager nicht überlebten. Endpunkt der Transporte war die Polizeikaserne Drancy bei Paris. Von dort aus führen am 6., 8., 24. August und 1. September 1942 sowie am 27. Februar und 3. März 1943 die Transporte der badisch-pfälzischen Gurs-Insassen fast alle direkt nach Auschwitz. Mindestens 87 der Heidelberger sind in Auschwitz getötet worden, 35 in anderen Konzentrationslagern.

Fast hätte Hans Oppenheimer überlebt. Mit 19 Jahren nach Gurs deportiert, kam er im August 1942 nach Auschwitz. Am 17. März 1945 starb er in Buchenwald, wenige Tage vor der Befreiung. Rositta Oppenheimer, seine Mutter, erfuhr im März 1943 vom Abtransport ihres Mannes Leopold aus dem Lager Noé in das KZ Majdanek. Nach dem Krieg fand sie das Tagebuch und die Briefe ihres Sohns bei seiner letzten Arbeitsstelle auf einem Bauernhof. Nach Heidelberg zurückgekehrt, war sie lange Vorsitzende der jüdischen Nachkriegsgemeinde und leitete das jüdische Altersheim in der Villa Julius auf dem heutigen Gelände der Synagoge in der Häusserstraße. 15 Deportierte aus Heidelberg und Ziegelhausen kamen zurück, darunter der Antiquar Albert Carlebach und der Lehrer Ludwig Demuth.

Miriam Sondheimer wanderte mit ihrer Familie 1946 in die USA aus. Von den Mitbewohnern der Bunsenstraße 19a wurden neun in Auschwitz getötet. Lange arbeitete Sondheimer im Leo-Baeck-Institut in New York. Mehrfach besuchte sie später mit ihrer Schwester Lore Heidelberg.

„Wir hinken um Jahrzehnte hinterher“

Wieso weiß man so wenig über die Deportation der Sinti? – Historikerin Daniela Gress im Gespräch

hō. Ein Semester lang beschäftigten sich 13 Geschichtsstudenten – angeleitet von Daniela Gress vom Lehrstuhl für Zeitgeschichte – mit der Verfolgung der Heidelberger Juden und Sinti im Nationalsozialismus. Die entstandene Ausstellung ist seit Montag und noch bis zum 20. November im Rathaus zu sehen. Dabei, so Student Felix Pawlowski, ging es ihnen „um Heidelberg, nicht um Juden oder Sinti“.

> **Frau Gress, wieso gibt es erst jetzt, 75 Jahre nach der Deportation, eine Ausstellung im Rathaus?**

Der Anstoß kam von der Stadt. Studierende des Historischen Seminars hatten bereits die Gedenkstunde am 27. Januar, dem Jahrestag der Befreiung des KZ Auschwitz, gestaltet. Darauf gab es ein positives Echo,

und so nahmen wir uns als Folgeprojekt diese Ausstellung vor. 13 Studierende haben sich im Rahmen einer Übung beteiligt.

> **Wie gut ist die Oktoberdeportation von 1940 denn erforscht?**

Wir mussten keine Grundlagenforschung anstellen. Es gibt bereits sehr gute Werke, vor allem auch von Norbert Giovannini. Bei der Verfolgung der Sinti ist die Quellenlage ganz anders, da gibt es nur zwei Aufsätze. Allein schon die Namen ausfindig zu machen, ist schwer. Gesichert sind Dokumente zur städtischen Vertreibungspolitik, die Deportationsliste und dass mindestens zwei Personen in Auschwitz gestorben sind.

> **Wieso gibt es diese Unterschiede in der Gedenkkultur – viel Wissen um die De-**

portation der Juden nach Gurs aber fast gar keines über die der Sinti nach Polen?

Einerseits liegt das an der Zahl: Man weiß von 19 Heidelberger Sinti, die im Mai 1940 deportiert wurden, bei den Juden geht man von etwa 300 aus. Außerdem waren die Sinti bereits 1936 weitgehend von der Stadtverwaltung vertrieben, und so lebten nur noch fünf Familien hier. Ein weiterer Grund ist sicherlich auch der heute vorhandene Antiziganismus in Deutschland und Europa. Und natürlich wurde generell der Völkermord an den Sinti und Roma erst spät aufgearbeitet, er wurde erst 1982 vom damaligen Bundeskanzler Helmut Schmidt anerkannt. Insofern hinken wir Jahrzehnte hinterher. Mit dieser Ausstellung wollen wir einen Schritt tun, das Versäumte nachzuholen.



Studenten des Historischen Seminars haben sich in einer Ausstellung mit den Deportationen nach Gurs beschäftigt. Am Montag führten im Rathausfoyer Juliane Hoheisel, Felix Pawlowski und Projektorganisatorin Daniela Gress (v.l.) über die Stellwände. Foto: Rothe